

Nachruf auf Sir Donald McIntyre

Von David Rees

Liebe Bettina, liebe Familie, liebe Freunde – danke für die Ehre, heute sprechen zu dürfen.

Anfang 2012, ein paar Jahre nachdem er sich aus dem Rampenlicht der großen Bühnen der Welt zurückgezogen hatte, nahm Don McIntyre etwas Neues in Angriff. Er begann, ein Buch zu schreiben. Ich sollte ihm dabei helfen. Sieben Jahre später erschienen Dons Memoiren in einem prachtvollen Band mit dem Titel: *The Only Way Is Up*.

Falls Sie sich fragen, ob ich die Gelegenheit nutzen werde, um das Buch zu bewerben: Mache ich nicht. Versprochen. Doch in vieler Hinsicht ist die Geschichte, wie Don sein Buch schrieb, die Geschichte seines musikalischen Lebens im Ruhestand. Genau diese Geschichte möchte ich erzählen.

Wie sieht es aus, wenn Sir Donald McIntyre, der Wotan des Jahrhunderts, sich daran macht, seine Memoiren zu schreiben? Genau das fragte ich mich auf dem Weg zu meinem ersten Treffen mit dieser Opernlegende.

Ich hätte mir keine Sorgen machen müssen. Dons überwältigender Charme nahm mir jede Scheu. Er empfing mich an der Tür mit einem resonanten „Hi!“ und einem Funkeln in den Augen. Mit athletischer Geste packte er meine Hand mit seiner gewaltigen Pranke. Offenbar hatte er im selben Augenblick entschieden, dass wir zusammenarbeiten konnten – und damit war die Sache erledigt.

Dons Memoiren atmen Dankbarkeit gegenüber seinen Lehrern, beginnend mit seiner Mutter. Er schien ein kindliches Vertrauen in das Gute im Menschen zu haben, und die Menschen erwiderten dieses Vertrauen. Gerade hatte er sein treues Blackberry gegen ein iPhone eingetauscht. Er brauchte technische Unterstützung – und vertraute mir sein iCloud-Passwort an. Kein Problem, denn ich wusste um meine Vertrauenswürdigkeit. Bald jedoch bemerkte ich, dass er sein Passwort jedem anvertraute, der nur den Anschein machte, hilfreich zu sein.

Auf der ersten Seite seiner Memoiren schreibt Don: „Offenbar hatte ich ein Talent dafür, Menschen zu finden, die mir beim Lernen und Wachsen helfen konnten. [...] Vielleicht lag es an einer gewissen angeborenen Empfänglichkeit meinerseits, dass die richtigen Menschen immer genau zur richtigen Zeit in mein Leben traten.“ War das aber nur Glück?

Es störte Don nicht im Geringsten, dass ich Senta nicht von Brünnhilde unterscheiden konnte. Meine Unwissenheit entschied die Frage, wie wir arbeiten würden. „Dann muss ich dich eben unterrichten“, sagte er. Und das tat er – drei Jahre lang. Anfangs sang er eine Phrase, und ich sang sie zurück. „Nein!“, rief er. „Die Stimme muss nach oben!“ Ja, aber was sollte das heißen? Er sang wieder. Ich sang wieder. Er wieder. Ich wieder.

Vielleicht konnte nicht jeder ein großer Sänger werden, doch sicher konnte jeder lernen, die Stimme empor zu führen. Don erfand neue Unterrichtsmethoden. Er drillte mich in frühen Konsonanten, beginnend mit Libretti von Wagner, Beethoven und Mozart. Unterrichten bedeutete ihm, nach Lektionen zu graben, die er Jahrzehnte zuvor gelernt und längst verinnerlicht hatte. Don genoss es sichtlich, diese Schätze zu heben und erneut jene prägenden Momente mit den „Großen“ zu erleben, die ihn geformt hatten.

Dons Glück war wie seine stimmliche Resonanz. Sein Vertrauen in die Menschen war etwas Gutes, Solides, Wohltuendes, das er in die Welt hinausschickte – etwas, das widerhallte und verstärkt zu ihm zurückkehrte. Indem er das Gute im Menschen sah, hob Don sie empor. Dieser metaphysische Aufwind fand Ausdruck in seinem persönlichen Motto, dem Titel seines Buches: *The Only Way Is Up*.

Der Titel konnte überheblich klingen, wusste Don, doch er war zugleich erhaben und derb – und er liebte die dreifache Bedeutung. Überheblichkeit hatte Don nicht nötig. Er stapelte eher tief, wenn er etwa einräumte, er habe eine „gute, brauchbare Stimme“ gehabt. Seine Grundeinstellung war pure Großzügigkeit. In den zahllosen Geschichten, die in seine Memoiren einfließen, fehlte das Wort „Ich“ auffallend oft. Don stellte andere ins Zentrum: seinen Gesangslehrer, seinen Bühnenmentor, Korrepetitoren, Dirigenten, Produzenten, Kollegen, Freunde. Es war ihm als Memoiristen ein großes Vergnügen, ihnen den Vorhang für den verdienten Schlussapplaus zu halten.

Singen bedeutete für Don, einen Akkord mit dem Ganzen zu treffen, mit der Wellenlänge des Universums. Traf man ihn richtig, entstanden Schwingungen, die das Publikum beflügelten. Der Schlüssel lag in der richtigen Ausführung der frühen Konsonanten. Jede Volksweise oder jedes Wiegenlied eignete sich als Lehrtext. „How much is that doggy in the window?“ war ein Favorit, Dons verschmitztes „Woof, woof“ am Ende war eine Meisterklasse erbaulicher Darbietung.

Oft unterrichtete Don zwei oder drei Schüler gleichzeitig – eine praktische Lösung angesichts seines Hyperfokus und seiner enormen Energiereserven. Einer konnte sich ausruhen, während Don den anderen fertig machte. Der Unterricht setzte sich beim Mittagessen fort. Ein zentrales Element seines Erfolgs, erklärte Don, hing mit seinem athletischen Training und seiner gesunden Ernährung zusammen – Vollkorn und keine süßen Nachspeisen. Die großen Rollen hätten ihn buchstäblich umbringen können, meinte er, wäre er nicht so gut in Form gewesen.

Eines Mittags führte Don mich durch eine Reihe asiatischer Restaurants, auf der Suche nach einem Gericht mit gesundem Vollkornreis. Ich äußerte Zweifel daran, dass wir das finden würden. „Vielleicht nicht“, sagte er, „aber wir können ja fragen.“ Das war seine Art. „Es ist mir nie peinlich zuzugeben, wenn ich etwas nicht weiß“, schrieb Don, „und ich stelle immer Fragen. Vielleicht war das Fragenstellen mein besonderes Talent?“

Scham hätte einen hinuntergezogen. Der Weg nach oben war eine Brücke, „leicht doch fest“, wie Wagner es im *Rheingold* formuliert. Die Pfeiler der Brücke ruhten auf dem Fels der Lebenswirklichkeit. Die Stimme des Sängers quoll aus dem Perineum – oder in gutem Angelsächsisch: Man singt „von den Eiern“. Don erklärte zielführend in beiden Registern.

Als Don aus dem Ruhestand zurückkehrte, war es für Patrice Chéreau, der ihn als Alten Diener in *Elektra* besetzte – die letzte Opernproduktion, wie sich herausstellte, sowohl für McIntyre als

auch für Chéreau. Ich begleitete Don nach Aix-en-Provence und Mailand als Biograf, Schüler und persönlicher Koch.

Überall, wo wir hinkamen, sah ich die Freude und Ehrfurcht in den Gesichtern der Menschen, wenn Don sie begrüßte. Wer Don je auf der Bühne erlebt hatte, vergaß dieses Gefühl nie. Eine ehemalige Walküre erzählte von ihrem ersten Auftritt mit Don als Wotan. Als er hereinstürmte und donnerte: „Wo ist Brünnhilde, wo ist die Verbrecherin?“, hätte sie sich vor Schreck beinahe in die Hose gemacht. Solche tiefenbewegte Reaktionen waren die Regel gewesen, hörte ich immer wieder, keineswegs die Ausnahme.

Don war ein Mensch der Gewohnheiten, des Rhythmus. Morgens fand man ihn am Tisch, Übersetzungen in eine Partitur schreibend, Libretti sprechend oder Lektion für Lektion einen Italienisch-Selbstlernkurs durcharbeitend. Lehren und Lernen waren zwei Seiten derselben Medaille. Am Morgen arbeitete er hart an beidem. Die Nachmittage verbrachte er in der Sonne, am liebsten am Strand.

Glaube, Dankbarkeit, Resonanz, Fragen, Lernen, Sonnenbaden.

Eines Tages eine Vorahnung. Ein Besuch im Theaterarchiv in Bayreuth, um Fotos für das Buch zu suchen. Don sagte, wie froh er sei, dass ich Zeit gefunden habe. Wie ich nach Bayreuth gelangt sei? Mit dem Zug? Wir waren gerade zusammen aus München angekommen, mit seinem Auto. Der Schatten wich – vorerst.

Als die Lektionen und Geschichten zu einem Manuskript geworden waren, behandelte es Don wie eine Partitur, gewappnet mit einem Vorrat an Bleistiften mit guten Radiergummis. Er las alles laut vor, redigierte und sprach jede Zeile, bis der Aufwärtsfluss stimmte. Dann schrieb er auf ein leeres Blatt einen Anhang, eine Zusammenfassung davon, wie man singt. Er beschränkte sich bewusst auf 600 Wörter.

Als die redaktionelle Arbeit dem Abschluss entgegenschlich, schien Don zufrieden mit dem Ergebnis. Er dankte mir, ohne mit der Wimper zu zucken: „Du könntest eine beachtliche Karriere als Biograf machen – wenn du nur ein bisschen schneller arbeiten würdest.“

Welche verborgenen Schichten treten mit Krankheit oder Alter ans Licht? Bei Don war es purer Don, ganz und gar. Gewiss, er vergaß seine Gesundheitskost und fand Freude an den verbotenen Süßspeisen. Doch seine grundlegende Herzensgüte erhellte die Dämmerung.

Als die Worte versagten, sang Bettina mit ihm – und schließlich für ihn – die einfachen alten Lieder: einen Kinderreim, ein Wiegenlied. Das letzte Wort, das ich Don sagen hörte, war *Bettina*.

„Dies ist das Buch, das Don in sich trägt“, schrieb ich, als ich es an den Präsidenten der Neuseeländischen Wagner-Gesellschaft schickte. Selten, so stelle ich mir vor, waren Memoiren ein so reiner Ausdruck ihres Protagonisten, so sehr das Protokoll einer Gesangsstunde. Seien Sie unbesorgt. Ich versprach eingangs, das Buch nicht zu bewerben – und ich fange jetzt nicht damit an.

Leb wohl, großzügiger Geist. Sänger, Lehrer, Schriftsteller. Leb wohl, Freund.